

Ditta Rudle

Der Personzentrierte Ansatz in der journalistischen Arbeit

Zusammenfassung:

Nicht nur das Vokabel „Interview“ verbindet die journalistische Arbeit mit der therapeutischen oder beratenden, auch das Anliegen: Kommunikation. Die Berücksichtigung und Anwendung der bekannten Parameter des Personzentrierten Ansatzes nach Carl R. Rogers erleichtern auch das journalistische Interview. Durch das Herstellen einer Beziehung wird aus einem beruflichen Zusammentreffen eine Begegnung. Im folgenden gehe ich nicht nur auf die Parallelen sondern auch auf die Unterschiede zwischen therapeutischer/beratender Kommunikation und journalistischem Gespräch ein und zeige, wie förderlich eine personzentrierte Haltung nicht nur dem Ziel des Interviews sondern der gesamten Qualität des Journalismus ist.

Schlagnote: *Interview; Kommunikation, personzentriert versus sachorientiert; personzentrierte Haltung, Offenheit im Gespräch, helfendes Gespräch, personzentriertes Handeln als Maxime.*

Eine Anekdote als Vorbemerkung

Ich war noch recht jung, mit dem Journalismus verband mich nur der brennende Wunsch dazuzugehören und die Tätigkeit in einem kleinen Verlagsbüro. Meinem dauerndem Drängen nachgebend, sandte mich der Chef zu einer Pressekonferenz, meiner ersten. Das Thema – Querelen im Milchwirtschaftsfonds – lag mir zwar fern, aber die Veranstaltung faszinierte mich. Endlich, nach einem endlos und mir auch unverständlich scheinenden Vortrag eines Präsidenten, durften Journalisten (Wirtschaftsthema: damals hauptsächlich männlich besetzt) Fragen stellen und gleich bei der ersten war ich gefordert. Die Antwort des Präsidenten hatte nämlich absolut nichts mit der gestellten Frage zu tun. Ich fühlte mich bemüßigt einzugreifen, hob die Hand, stand auf (wie ich es vom Vorgänger gesehen hatte) und erklärte dem Präsidenten, daß er offensichtlich die Frage nicht verstanden hätte, weshalb ich sie ihm jetzt nochmals stellen würde. Was danach passierte, hat sich gnädig meinem Gedächtnis entzogen, schallendes Gelächter war sicher ein Teil davon. Ein anderer Teil war eine Anfrage der Tageszeitung „Die Presse“, ob ich mir nicht vorstellen könne, in ihrem Team mitzuarbeiten.

Mit diesem Erlebnis fühle ich mich ganz einig mit Carl Rogers, der den alltäglichen „Erfahrungen in Kommunikation“ einen aufschlußreichen Aufsatz widmet. Sein Beispiel fand er bereits in der Schule, wenn Lehrerinnen den Schülerinnen antworten, aber nicht auf deren Fragen eingehen: „Ein Gefühl des Schmerzes und der Ent-

täuschung durchzuckte mich jedesmal. Meine Reaktion war: „Aber Sie haben ja gar nicht zugehört!“ Ich empfand eine Art kindlicher Verzweiflung über den Mangel an Verständigung, der so verbreitet war (und ist). Ich glaube zu wissen, warum es befriedigend für mich ist, jemanden zu hören. Wenn ich jemanden wirklich hören kann, komme ich in Kontakt mit ihm; es bereichert mein Leben.“ (Rogers 1980a, 17ff)

Ich wußte damals noch nichts von Carl Rogers und auch nichts von personzentrierten Ansätzen, dennoch spürte ich das schmerzliche Gefühl und spüre es auch heute noch, wenn zwei Menschen aneinander vorbeireden. Allerdings weiß ich heute, daß dieses Aneinandervorbeireden gerade im Bereich der Medien (ob Politikerinnen auf Journalistinnen treffen oder mitteilungsbedürftige Paare auf Moderatorinnen) eine zumindest von einer Seite bewußt gewählte Strategie ist. Politikerinnen und Talkshowmasterinnen wollen kaum, daß aus einem Gespräch ein Dialog wird oder gar aus einem Treffen eine Begegnung. Ihnen allen klar zu machen, daß sie nur gewinnen können, würden sie den Dialog, die Begegnung, die Beziehung riskieren, könnte eine lohnende Aufgabe von Vertreterinnen des Personzentrierten Ansatzes sein.

Wie sehr gerade dieser auf Kommunikation beruhende Ansatz einem Kommunikationsberuf entgegenkommt, ja sich bei genauer Betrachtung ergänzt und überschneidet, muß nicht eigens ausgeführt werden.

Über den Journalismus und die Journalistinnen

Zur Einführung zwei Begriffsdefinitionen nach Meyers Taschenlexikon:

„Journalist: Beruf an allen Massenmedien, bei Nachrichtenagenturen, Pressestellen von Institutionen, Firmen, Parteien usw.; als freier Beruf mit unterschiedl. Ausbildung.“

„Journalismus: ... 2. Sammelbezeichnung für die aktuell-schriftsteller. Tätigkeit vorwiegend bei den Massenmedien.“

„Interview: im Journalismus meist in der Form eines Dialogs von Interviewern durchgeführte Befragung von Personen zur Darstellung dieser Persönlichkeiten und/oder zur Mitteilung oder Interpretation eines (oft aktuellen) Sachverhalts; auch Erhebungsmethode der empir. Sozialforschung.“

Journalismus als Beruf ist dem Berufsfeld der Beratung, Lebenshilfe und – ich sage bewußt auch – dem der Therapie unmittelbar benachbart, ja bearbeitet oft das gleiche Feld mit gleichen oder zumindest ähnlichen Methoden. Im Wesentlichen geht es um Kommunikation, Austausch, Aufklärung (und damit Selbsterfahrung) und Hilfe (das Leben angenehmer, leidloser zu gestalten). Die Journalistin ist das Medium, die Mittlerin. Was gemeinhin Medium genannt wird (die Zeitung, der Sender, die Homepage) ist nur das Vehikel.

Daß diese (meine) Feststellung zwar schön, aber praxisfern ist, muß mir niemand vorhalten. Ideale zu haben, darf einer Rogers-Anhängerin nicht verwehrt sein. Ich weiß sehr wohl, daß sich zwar die Bilder (Journalismus/Beratungsformen) äußerlich gleichen, im Kern aber doch verschieden sind. Nicht nur durch die (auch im therapeutischen Bereich bekannte) Abweichung der Praxis von der Theorie, sondern vor allem durch die unterschiedlichen Zielsetzung. Die Zielsetzung eines medialen Vehikels und damit zwangsläufig mehr oder weniger (je nach persönlicher Widerstandskraft und sozialer Absicherung) auch der Journalistin ist die Erhöhung des Absatzes (der Auflage) und damit das Füllen der Verlegerkasse. Dort, wo von Qualität und Niveau wenigstens noch gesprochen wird, ist jedoch die tägliche Verwirklichung des Personzentrierten Ansatzes ein wesentlicher Faktor, diese Qualität (und damit letztlich doch auch die Quote) zu steigern.

Personzentriertes Verhalten, also die Beachtung und Anwendung der von Rogers erfahrenen Kriterien, ist im journalistischen Berufsfeld sowohl nach innen wie nach außen nahezu unabdingbar, da es in diesem Beruf wie kaum in einem anderen in beiden Richtungen immer um Kommunikation und Beziehung geht. Kommuniziert wird ja nicht nur mit den Personen, die Informationen liefern, Auskunft geben (= nach außen), sondern auch mit den Kolleginnen, seien sie Gleichgestellte, Vorgesetzte oder aus anderen mit dem Produkt verbundenen Abteilungen (= innen) und letztlich ist auch die einseitige Beziehung von Schreiberin zur Leserin Kommunikation,

wenn auch nur in eine Richtung. Im Gastgewerbe oder am Postschalter wird zwar auch viel nach außen kommuniziert, doch die tägliche Konferenz ist dort wohl unbekannt und um eine Briefmarke zu verkaufen ist der Aufwand an Empathie sicher wesentlich geringer, als beim ersten Gespräch mit dem aus der Grube von Lassing im Sommer 1998 geretteten Georg Heinzl oder (noch schlimmer) dem Einsatzleiter, der wegen Unfähigkeit abberufen wurde.

Ich werde mich jedoch nicht auf das weite und interessante Feld der inneren Kommunikation begeben, sondern mich mit einer Form der journalistischen Arbeit beschäftigen, bei der ich meine Ausbildung in personzentrierter Gesprächsführung besonders fruchtbringend anwenden kann, dem Interview.

Einschub: Sollte ich die journalistischen Ausdrucksformen kategorisieren, so würde ich mich auf drei Grundformen beschränken, aus denen sich dann alle anderen ableiten lassen: Bericht, Kommentar, Interview. Der Bericht gibt Fakten wider, ist nüchtern, möglichst objektiv und dient vor allem der Information über eine Sachlage oder eine Aussage. Personzentrierte Ansätze kommen in einem Bericht nur schwer zur Anwendung. Anders beim Kommentar, der eine subjektive Meinung wiedergibt, emotional, oft bewußt unsachlich (aber daher persönlich!) und auch stilistisch anspruchsvoll ist und auf alle Fälle eine Beziehung zwischen Autorin und Leserin herstellen soll. Personzentriert statt problemzentriert vorzugehen, hat sich im übrigen im Journalismus immer schon bewährt, und auch hier komme ich wieder in die Zwickmühle von innen und außen: personzentrierter Umgang mit den zu Beschreibenden, zu Befragenden, zu Analysierenden und zugleich enge personbezogene Kommunikation mit den Leserinnen. Wobei im zweiten Fall vor allem die Echtheit der Schreibenden eine Rolle spielt. Wer es nicht probiert hat und nicht durch jahrzehntelange Feedbacks bestärkt wurde, wird es nicht glauben: Einfühlsames, empathisches, respektvolles Umgehen und kongruentes Verhalten (in konkreten Fall also „Schreiben“) ist auch gegenüber Unbekannten, ja der nur unscharf definierten Masse der Leserinnen möglich.

Zurück zum Thema: Natürlich hat auch das Interview verschiedene Formen und Bedingungen, die jede Zeitungleserin, Radiohörerin oder Fernseherin bereits selbst erfahren hat. Ich beschränke mich daher auf das Persönlichkeits-Interview im kulturellen Bereich, also auf eine Begegnung, bei der es gilt möglichst viel über einen Menschen zu erfahren, um es später, geordnet und durch den Filter der Diskretion, des Respekts und der Wertschätzung gereinigt, Dritten mitzuteilen. Im „kulturellen Bereich“ nicht nur, weil dies mein unmittelbares Metier ist, sondern auch, weil Künstlerinnen, Kulturschaffende, überhaupt der Großteil der im kulturellen Umfeld Tätigen meist andere Lebensvorstellungen, Zielsetzungen und auch ein anderes Menschenbild haben als etwa Politikerinnen oder Firmensprecherinnen. Auch erleichtert der meist ausgeprägte Selbstdarstellungstrieb der Künstlerinnen (schaffende oder nachschaffende) einen offenen, kongruenten Zugang. Wichtigtuersches Pseudoprofigehabe (im Gegensatz zu professionellem Verhalten) ist nicht

nötig, je natürlicher, identischer die Interviewerin ist, desto leichter legt auch die Interviewte ihren Panzer ab.

Das Interview unterscheidet sich äußerlich nur wenig von einem Beratungsgespräch oder der Therapiestunde. Beiderseitiges Einverständnis, fixes Setting, vertrauensfördernde Atmosphäre sind (oder sollten) auch für das journalistische Interview Bedingung (sein). Zwar ist das journalistische Interview als „einmalig“ angesetzt, doch habe ich bei schwierigen Gesprächen (etwa mit Autorinnen und bildenden Künstlerinnen) schon Fortsetzungen und Wiederholungen erlebt, weil das Interview bei der ersten Sitzung nicht zur beiderseitigen Befriedigung abgeschlossen werden konnte. Ähnlich dem Beratungsgespräch ist auch die Machtverteilung: Die Journalistin (= Beraterin) kennt den Weg und das Ziel; die Befragte (= Klientin) weiß nicht, was auf sie zukommt und wie sie behandelt werden wird. Nicht ohne Grund hat der Begriff Interview im anglo-amerikanischen Sprachraum eine viel weiter gefaßte Bedeutung als im deutschen (siehe Begriffsdefinition oben).

Nicht Grundbedingung, sondern Möglichkeit

Betonen möchte ich, daß es mir fern liegt, Beratung (Therapie) und Interview gleichzusetzen oder andeuten zu wollen, das eine könne das andere ersetzen. Allein durch die Zielsetzung – hier Veröffentlichung und Information Dritter, dort persönliche Hilfe – sind die gravierenden Unterschiede definiert. Auch verläuft die Anbahnung des Gesprächs meist (!) in umgekehrter Reihenfolge: die Journalistin bittet die Partnerin. Mehr als in der therapeutischen (beratenden) Situation, darf auch – ja muß oft, im Auftrag der Vorgesetzten – die Journalistin ihren eigenen Bedürfnissen (bestimmte Fragen stellen, nachhaken, Themenwechsel) folgen. Bedenkt man jedoch, daß Personenzentrierte Beratung auch häufig von Institutionen getragen wird, so werden die Unterschiede gleich wieder geringer: Auch die von der Institution bezahlte Beraterin hat Rücksichten zu nehmen und kann nicht bedingungslos auf die Bedürfnisse der Klientin eingehen. Dennoch ist festzuhalten, daß im Journalismus Empathie, Wertschätzung und Kongruenz nicht Grundbedingungen der Begegnung sind, sondern eine dem angestrebten Ergebnis (ein aufschlußreicher Artikel) förderliche Haltung. Daß jedoch das journalistische Interview in warmer Atmosphäre, gekennzeichnet durch echtes Interesse, Vertrauen und gegenseitiger Wertschätzung, erfolgreicher verläuft, habe ich immer wieder erfahren. Schließlich gilt für die gesamte journalistische Arbeit der von Rogers im Gespräch mit Martin Buber für den Therapeuten formulierte Wunsch: „Ich möchte dich verstehen.“

Personzentriert versus sachorientiert

Schon beim Zustandekommen eines Interviews spielen „Empathie, Kongruenz und Wertschätzung“ – es sei mir gestattet, auf eine Definition samt Rogerianischer Zitatensammlung dieser als bekannt

voraussetzenden Begriffe zu verzichten – eine wesentliche Rolle. Eine Person, deren Verhalten ich nicht wertfrei betrachten kann, deren Handlungen ich nicht schätze und in deren Beisein ich die berühmte Mördergrube aus Herz und Hirn machen müßte, würde ich nur unter Zwang um ein Interview bitten. Andererseits helfen die drei genannten Parameter (aus zweiter Hand genommene) Vorurteile zur Revision zu bringen und Gründe unverständlichen Handelns zu erfahren.

Setzt die Interviewerin echtes Interesse anstelle von bloßer Neugier, will sie die Partnerin und die Gründe ihres Handelns verstehen anstatt nur News zu erfahren, läßt sie Wertschätzung anstelle von Bewertung spüren, so wird die Partnerin ihre Angst davor verlieren, Geheimnisse oder Intimitäten preiszugeben und aus einem oberflächlichen Gespräch wird eine „Begegnung“.

„Schon bei oberflächlicher Betrachtung stellt sich heraus: Ein Gespräch ist mehr als ein Wortwechsel. Will man verstehen, was einer meint, und nicht nur hören, was er sagt, so ist es notwendig, auf die Gefühle des anderen zu achten: aktiv zuzuhören. Dabei lernt man auch, seine eigenen, „unterhalb“ der Worte und des Denkens liegenden Schichten besser wahrzunehmen.“ (Schmid 1973, 33).

Dem ist nichts hinzuzufügen, außer der Tatsache, daß dies nicht nur für „einen“, sondern auch für „eine“ gilt. Ein befriedigendes (journalistisches) Interview, das später auch den Leserinnen Freude und Erkenntnis bringt, muß wie das „helfende Gespräch“ über den bloßen Wortwechsel hinausgehen. Wird keine Beziehung (exakt im Rogersschen Sinn gemeint) hergestellt, ist das Ergebnis nicht viel mehr als oberflächliches Wortgeplänkel mit banalen Antworten und klischeefolgenden Aussagen. Ein solcher Wörteraustausch, oft mit quasi vorgefertigten Floskeln abgehandelt, bringt keinerlei neue Erkenntnisse, bestätigt oft nur (auch bei den Leserinnen) längst Bekanntes und ist daher auch journalistisch nicht wirklich ergiebig. Als erfahrene Journalistin könnte ich solche Frage- und Antwortspiele jederzeit selbst herstellen, ohne die Partnerin bemühen zu müssen. Was Schmid über das Beratungsgespräch schreibt (ebd. 103), gilt auch für das professionelle, journalistische Interview: „Es geht ihm also darum, den Gesprächspartner als selbständige, eigenverantwortliche Persönlichkeit zu respektieren und ein möglichst geringes Abhängigkeitsverhältnis herzustellen, mit ihm in einen echten Dialog zu treten.“ Das diese an sich selbstverständliche Forderung im journalistischen Alltag keineswegs obsolet (weil immer erfüllt) ist, kann jede Frau täglich an Radio- und Fernsehinterviews selbst feststellen. Wenn das Interesse der Interviewerin nicht der Person zugewandt ist, sondern der Sache – im schlimmsten Fall dem Herauskitzeln eines sensationellen oder skandalösen „Sagers“ –, ist das Ergebnis in den meisten Fällen langweilig und wenig erhellend. Manchmal kommt allerdings der erwartete „Sager“, es entsteht ein Rauschen im Blätterwald und Rumoren in elektronischen Medien und die Journalistin macht (vielleicht) einen Karrieresprung. Dagegen läßt sich anführen, daß solche Fälle erstens selten sind und ihre Ausschlichtung zweitens auch eine Frage des eigenen Menschenbil-

des und Gewissens ist. Im übrigen sind „Skandalreporterinnen“ auch in der Branche nicht gerade die höchstgeschätzten und eben die Ausnahme, die die Regeln menschlicher Interaktion und die Bedingungen des personzentrierten Arbeitens bestätigen.

Nur scheinbar sind Interviews, die der puren Nachfrage dienen, sich explizit mit Sachfragen und Information beschäftigen, vom Personzentrierten Ansatz nicht betroffen. Wenn nach Buber „alles wirkliche Leben Begegnung ist“, kann Begegnung auch im Sachgespräch stattfinden, nämlich dann, wenn den Gefühlen des Gegenüber und dem Subtext Aufmerksamkeit geschenkt wird. „Wie auch immer: Die Beteiligten werden einander nur verstehen, wenn sie darauf achten, was der jeweils andere eigentlich zum Ausdruck bringen will.“ (Schmid 1973, 36) – Und das gilt auch für „die jeweils andere“. Auch ein Gespräch, dessen zentrales Thema nicht eine Person sondern eine Sache (Sachinformation) ist, kann personzentriert geführt werden, da die Dialogpartnerinnen immer Personen sind. Erfahrene Wertschätzung und Empathie werden die Gesprächspartnerin öffnen und ihre Antworten werden auch in der Sache ehrlicher sein. In der Hektik des Tagesjournalismus ist es jedoch oft nicht möglich, für die nötige vertrauensfördernde Atmosphäre zu sorgen, oder Subtexte zu hören. Aus Erfahrung weiß ich jedoch, daß längeres bewußtes Praktizieren des Personzentrierten Ansatzes in Ausübung der journalistischen Profession eine Dauerhaltung prägt, die personzentriertes Handeln zur (unbewußten) Maxime jeglicher Kommunikation werden läßt. Und daß es hierbei keineswegs um Interaktionen aus dem therapeutisch-beratenden Bereich handelt, selbst wenn „anteilmehendes Zuhören“ auch im Interview durchaus angebracht ist.

Die Schweizer Psychologin Marlis Pörtner hat in ihren „Interviews mit Therapeuten“ über die „Praxis der Gesprächspsychotherapie“ exemplarisch vorgeführt wie auch das der Forschung dienende Interview personzentriert geführt werden kann:

„Eine personzentrierte Form des Interviews war mir wichtig. Das hieß: nicht an meinen vorbereiteten Fragen kleben, sondern mich dem Fluß des Gesprächs überlassen, dem folgen, was für meine Gesprächspartner wichtig war. Meine Fragen kamen in vielen Gesprächen ganz von selber zur Sprache, in anderen waren sie nicht relevant, weil mein Gegenüber andere Schwerpunkte setzte. Wieder andere entwickelten sich wie vorgesehen anhand der Fragen, die ich stellte.“

Die Rückmeldungen meiner Gesprächspartner bestätigten mich in dieser Art des Vorgehens: Sie fanden, das Interview habe auch ihnen Neues gebracht, zur Klärung und Verdeutlichung ihres Standpunktes beigetragen. Es war ein Dialog ...“ (Pörtner 1994, 12).

Als eine der wesentlichen Erkenntnisse in meiner Ausbildung werte ich die – laienhaft ausgedrückt – „Konzept- und Regellosigkeit“ des rogerianischen Konzepts. Beraterin und Therapeutin lassen sich von den Bedürfnissen der Klientin und deren (sowie ihren eigenen) Gefühlen leiten und haben keinen vorgefertigten Raster, wie eine Stunde (eine gesamte Beratung) zu verlaufen hat. Diese positive Konzeptlosigkeit mit dem Vertrauen in den Prozeß ist nahezu ein

Garant für den Erfolg eines Interviews. Die Interviewerin geht auf das ein, was ihre Partnerin sagt und – immer im Einklang mit der Befragten und ohne die von ihr aufgerichteten Nähergrenzen zu überschreiten – auch auf das, was sie nicht ausspricht. Vorbereitete Fragen sind zwar nötig, um sich dem Gespräch mit professioneller Sicherheit zu stellen, im Verlauf des Prozesses werden sie jedoch oft ad acta gelegt, weil die sich neu ergebenden wesentlich interessantere Antworten ergeben.

Die personzentrierte Haltung kann nach erfolgreicher Beendigung des Interviews keineswegs abgelegt werden. Ohne mich jetzt über das „personzentrierte Schreiben“ (exzessiv angewendet in meinem Roman „Sex orange“; Rudle 1995) zu verbreitern, möchte ich lediglich auf darauf hinweisen, daß sich vor allem die „bedingungslose Wertschätzung“ den Lesenden mitteilt.

Eine Überlegung ist gerade dieses „bedingungslos“ wert. In vielen Interviews habe ich als Journalistin erfahren, was Therapeutinnen längst wissen: Die Partnerinnen basteln sich ihre eigene Wirklichkeit, oder erzählen mir jene Wirklichkeit, die sie gerne veröffentlicht haben wollen. Im als Frage-Antwort-Spiel abgedruckten (oder vorgeführten) Interview ist dies keine Schwierigkeit, die Interviewte spricht (für sich) selbst und die Leserinnen (Zuschauerinnen, Hörerinnen) können sich aus dem Originalton ihre Musik machen. Im sogenannten verfeaturten Interview (eigene Gedanken der Schreiberin, Beschreibung und Nacherzählung von Situationen, gewürzt mit O-Ton) bedarf es mancher Überlegung um die subjektiven Aussagen der Partnerin (oft sind es schlicht auch einfach Unwahrheiten) nicht eigenmächtig zu korrigieren, die Empathie und Wertschätzung nicht zu vergessen und dennoch die Leserinnen nicht dumm sterben zu lassen. Ich denke aber, daß es beim Persönlichkeitsporträt, zu dem die von mir behandelten Interviews führen sollen, ohnehin weniger um Wahrheit oder Wirklichkeit geht, sondern um ein zu vermittelndes Bild mit allen Farben und Schichten. Dazu gehört wohl auch die persönliche Sicht mancher Erlebnisse und biografischer Details der Interviewten.

Einschränkung

Wenn auch die auf Empathie, Wertschätzung und Kongruenz beruhende Grundhaltung das journalistischen Interview für beide Partnerinnen reicher, offener und ehrlicher macht und daher zu einem befriedigenderen Ergebnis führt, so ist es nicht immer möglich, den Personzentrierten Ansatz in der Alltagspraxis so anzuwenden, wie es Carl Rogers vorschwebte. Eine „Begegnung“, und sei sie noch so kurz, benötigt Zeit; ein offenes Gespräch kann nicht geführt werden, indem die Interviewerin mit der Tür ins Haus fällt und nach schlechten Erfahrungen mit Kolleginnen panzert sich manche Partnerin mit einer so dicken Schicht von Abwehr, daß Empathie und Wertschätzung vorerst abprallen wie Tennisbälle. Eine nächste Sitzung gibt es jedoch nur selten: Journalismus ist Termingeschäft, Zeit ist meist Mangelware und nur wenige können frei von anderen Ein-

flüssen, technischen oder personellen Zwängen arbeiten. Angestellte Journalistinnen sind zwar meist sozial gut gestellt und müssen ihre Artikel nicht künstlich verlängern, um mehr Zeilenhonorar zu ergattern, sie sind jedoch durch Zeitvorgaben, Layoutbedingungen, Chefvorstellungen und anderes mehr eingeschränkt. Freie Journalistinnen unterliegen diesen Zwängen weniger, sind aber so schlecht bezahlt, daß Geldverdienen der Hauptimpuls vieler Kolleginnen ist und alle anderen Überlegungen und Zielvorstellungen überschattet.

So kann gesagt werden, daß die Anwendung des Personenzentrierten Ansatzes im journalistischen (Personal-)Interview eine wunderbare und besonders zielführende Herausforderung ist, der sich allerdings nicht bedingungslos gestellt werden kann.¹

Literatur:

- Boothe, Brigitte, *Der Patient als Erzähler in der Psychotherapie*, Göttingen 1994
- Buber, Martin, *Alles wirkliche Leben ist Begegnung. Hundert Worte von Martin Buber*; Hg. Liesenfeld, Stefan, München 1998
- Buber, Martin, *Auf die Stimme hören. Ein Lesebuch, ausgewählt u. eingeleitet v. Wachinger, Lorenz. München 1993*

- Brandl, Gerhard, *Miteinander sprechen lernen. Anthropologische Grundlagen der Gesprächstherapie*, München 1975
- Fiedler, Konrad, *Schriften zur Kunst. 2 Bde. eingeleitet v. Boehm, G., München 1991*
- Koppe, Franz, *Grundbegriffe der Ästhetik. Frankfurt/M. 1983*
- Liessmann, Konrad P., *Philosophie der modernen Kunst, Wien 1993*
- Lukács, Georg, *Die Eigenart des Ästhetischen. 2 Bde. Berlin-Weimar 1981*
- Lukács, Georg, *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik, Darmstadt und Neuwied 1979*
- Meyers Taschenlexikon in 10 Bänden. Mannheim/Wien/Zürich 1985
- Pörtner, Marlis, *Praxis der Gesprächspsychotherapie. Interviews mit Therapeuten, Stuttgart 1994*
- Rogers, Carl R. (1980a), *Der neue Mensch, Stuttgart 1983*
- Rudle, Ditta, *APG-Abschlußarbeit, Wien 1995* (mehr wie sie heißt und habe kein Exemplar davon, aber sie gehört zum Thema) -, *Sex orange, Wien 1995*
- Schmid, Peter F. (1973), *Das beratende Gespräch. Methode und Praxis der Gesprächsführung, Gesprächsführung. Wien 1973.- (1989), Personale Begegnung. Der personenzentrierte Ansatz in Psychotherapie, Beratung, Gruppenarbeit und Seelsorge, Würzburg*
- Schmölders, Claudia (Hg.), *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie. München 1979*
- Zinschitz, Elisabeth: *Der Personenzentrierte Ansatz in der Behindertenarbeit, in PERSON 2 (1997) Person, 120-127*

1 Erläuternde Ergänzungen: Bewußt habe ich verzichtet, den Personenzentrierten Ansatz und die von Rogers definierten Grundbegriffe zu erläutern. Ebenso verzichte ich auf die Anführung der Rogers-Bibliografie und anderer relevanter Grundwerke. Die kunst- und kulturphilosophischen Werke sind angeführt, weil ich ursprünglich einen Exkurs über „Künstlerinnen und Selbsterfahrung beziehungsweise Therapie“ vorhatte, auf diesen jedoch aus Platzgründen verzichtet habe. Um die von Männern nicht geliebte Form des „I“ in der Mehrzahl von Subjektiven (ÄrztInnen, LeserInnen) zu vermeiden und auch das Lesen nicht durch geschlechtsspezifische Doppelformulierungen zu erschweren, habe ich mich generell für die weibliche Form entschieden. Männlich sind Bezeichnungen nur dann, wenn es sich explizit (nur) um Männer handelt. Wenn ich von Schreiberinnen und Leserinnen spreche, so denke ich nicht, daß elektronische Vehikel, wie Radio oder Fernsehen, nicht in diese Überlegungen einbezogen werden sollten. Im wesentlichen gilt wohl das Gesagte auch für die Sprechenden Kolleginnen.

Biographie:

Mag. Ditta Rudle, 1939 in Wien geboren, studierte Theaterwissenschaft, Musikwissenschaft und Philosophie, Ausbildung in Personenzentrierter Gesprächsführung bei der APG, von Beruf Journalistin und Autorin. Zahlreiche Veröffentlichungen (Drehbücher, Kurzgeschichten, ein Roman), Lehrtätigkeit an der Donauuniversität in Krems und dem ICCM (International Centre for Culture & Management) gemeinsam mit der Publizistikfakultät an der Universität Salzburg.